

Die Grundmühle.

Kriminalroman v. Friedrich Jacobson.

(Fortsetzung.)

Das Gebüch lag einsam und schweigend wie die ganze Natur, aber in seiner stillen Heimlichkeit barg es dennoch ein verächtliches Merkmal: Spuren von Männerschritten, welche sich tief in den weichen Boden eingedrückt hatten.

Stein ging diesen Spuren nach, sie führten in ziemlich weiten Zwischenräumen über die Acker bis an den nahen Wald.

Der Mensch, welcher diese Eindriffe hinterlassen hatte, mußte in gewaltigen Sprüngen vorwärts geeilt sein; er hatte schwerlich mehr als eine Minute gebraucht, um die äußerste, scharf vorspringende Waldecke zu erreichen.

An dieser Waldecke mündete ein Pfad, und es befand sich dort ein Wegweiser; „Richtung nach Hagenburg“ stand darauf geschrieben.

Was konnte es denn schließlich verschlagen? Ein Weg war so gut wie der Nebel, der nächste vielleicht sogar der beste.

Stein folgte seinen Knotenpfad fest und lauchte in das Gewirr der alten, dichten Bäume; freilich bemerkte er nach einiger Viertelstunde, daß die Dunkelheit ihn bald überraschen werde, aber daran war nun nichts mehr zu ändern, er mußte vorwärts.

Da richtete sich der Pfad nach rechts und links; rechts mußte Hagenburg liegen, aber etwas weiter kamen gar drei verschiedene Wege, und nun erschien es gerathen, sich in der Mitte zu halten. Aber das führte immer tiefer in Gebüch und Gestrüpp; Felsen und Rinnsale unterbrachen den kaum mehr sichtbaren Durchweg, und endlich stand der einsame Mann mitten in einer förmlichen Wildnis, umgeben von dichter Finsterniß, rathlos verirrt.

Oberdrein begann der Wind sich in Sturm zu verwandeln und der Nebel in Regen. Wahrscheinlich eine unbehagliche Lage!

Häufig blieb der Amtsrichter stehen und lauchte in den Wald; es war ihm, zuweilen, es gehe etwas neben ihm, vor ihm.

Wenn er dann Halt machte, hörte das sonderbare Geräusch auf, und dann glaubte er sich getäuscht zu haben.

Ging er weiter, dann begann das Knistern und Schleichen abermals, bald ferner, bald näher.

Er schlug mit dem Stock gegen einen Baum und rief „Holla!“ Keine Antwort.

Er sprang nach der Richtung des Geräusches vorwärts; Büsche und Zweige schlugen ihm in's Gesicht; er glaubte etwas zu packen — es war ein Baumstamm.

Bäume, nichts als Bäume, und tiefe Finsterniß.

Was war das? Seine Füße glitten einen Abhang hinunter, es plätscherte, und ein eisernes Gefühl stieg von unten herauf, an den Weinen entlang, bis über die Kniee.

Hier mußte ein Weib sein, vielleicht ein unergründlich tiefes, unheimliches Wasser.

Stein lag noch mit dem Oberkörper auf der steilen Böschung, er hatte zum Glück einen Busch gefaßt, und zog sich an demselben wieder langsam in die Höhe, bis er den oberen Rand des Abhangs erreicht hatte.

Von nun an wagte er nur langsam und mit dem Stode tastend vorwärts zu schreiten; wie leicht konnte er wieder an den Weibher gerathen, er hatte ja keine Ahnung von dessen Lage und Größe, es konnte ebenso gut ein Waldsee sein, wie ein Tümpel von wenigen Fuß Umfang.

Was war das wieder? Diesmal keine unheimliche Tiefe und kein verdächtiges Geräusch, sondern ein tröstlicher, erfreulicher Anblick.

Ein Licht! Das Licht brannte nicht unklar und bewegte sich nicht; es mußte aus einer menschlichen Wohnung kommen, aus einem Dorfe oder aus einem einzeln liegenden Hause.

Stein hatte keine Ahnung, wo er sich eigentlich befand, er vermochte es nicht einmal annähernd zu bestimmen.

Das da vorne konnte Schönborn sein, oder Rosenhain, oder irgend ein anderes Nest; vielleicht war es sogar Hagenburg, aber das wagte der verirrt, müde Mann kaum zu hoffen.

riethen, daß es ein großes Thier sein müsse.

Wenige Augenblicke später ward eine Thür geöffnet und die ruhige Stimme eines Mannes fragte:

„Wer ist da?“

Es war eine Stimme, die der Amtsrichter bekannt hörte; sie gehörte offenbar seinem Bauern an, sie klang zu gebildet und dialektfrei.

Konnte es denn wirklich möglich sein. Der Amtsrichter setzte den schon erhobenen Fuß nieder und wandte das Gesicht rückwärts nach dem finsternen, ungesägten Walde: er hatte das unbestimmte Gefühl, als ob er dort besser aufgehoben sei als hier, in der Nähe dieses einsamen Hauses.

Da sprach die Stimme wieder und diesmal in offenbar drohender Weise:

„Antwort, oder ich lasse den Hund los—es ist ein böses Thier!“

Da blieb keine Wahl; Stein ging entschlossen vorwärts und trat in den Kreis des Lichtes.

Was er in den letzten Sekunden gehandelt hatte, das bestätigte sich jetzt; der Mann, welcher unter der Thür stand, war Revierförster Selling. In der einen Hand hielt er die Lampe, mit der andern hatte er das Halsband eines großen Jagdhundes gefaßt; so stand er plötzlich vor dem Richter und blinzelte ihm gerade in die Augen.

Nur eine einzige Sekunde, dann schlug er den Blick nieder, und eine dicke Blässe zog flüchtig wie ein Blitz über sein Gesicht; aber er mußte gelernt haben, sich zu beherrschen, denn sofort drängte er den jagdverwöhnten Hund zurück und fragte mit seiner gewöhnlichen Stimme, wenn auch mit dem Ausdruck des Ertaunens:

„Sie sind es, Herr Amtsrichter? Was verschafft mir noch so spät die Ehre Ihres Besuchs?“

„Ich hatte mich im Walde verirrt, Herr Revierförster; aber nun kann ich mich nach Hagenburg zurückfinden; ich will Sie daher nicht weiter belästigen.“

„D, bitte, davon ist nicht die Rede! Sie trafen ja von Wasser, Herr Amtsrichter.“

„Es regnet, und überdes bin ich hier irgendwo herum in ein Wasserloch gerathen.“

Selling schien einen Augenblick nachzudenken.

„Ein Wasserloch? Das kann nur der Hirschtich gewesen sein—das gefährlichste Wasser in der ganzen Umgebung, denn die Uferänder sind sehr steil—da können Sie von Glück sagen. Bitte, treten Sie näher.“

„Ich möchte gleich weiter.“

„Unmöglich!“

Das klang zwar höflich, aber unheimlich bestimmt, und Selling fügte sofort hinzu:

„Ich habe Feuer im Ofen, Sie müssen sich erst etwas trocknen.“

Zugleich trat er vor die Thür und hinter den Amtsrichter, so daß dieser fast gezwungen war, die Schwelle zu überschreiten.

Kaum hatte er dies halb widerwillig gethan, so fiel die Thür hinter ihm ins Schloß, und Selling sagte scherzend, doch mit seltsam belegter Stimme:

„Nun sind Sie mein Gefangener, Herr Amtsrichter, und ich lasse Sie nicht wieder hinaus; nennt man das nicht Freiheitsberaubung bei den Herrn Juristen?“

Der vertrauliche Scherz kletterte ihn noch seltsamer, als die früher an dem Tag gelegte übertriebene Bescheidenheit; Stein empfing den Eindruck, als wolle jener mit Aufbietung aller Kräfte etwas verbüllen—den Ausdruck eines Gedanken, vielleicht die Ahnung einer That—einer wahnwitzigen, eifersüchtigen Handlung.

„Damit übe ich jeden Tag, das gibt feste Muskeln. Glauben Sie mir, Herr Amtsrichter, ich fürchte Niemand.“

„Ich glaube es“, sagte Stein.

„Niemand!“ fuhr der Revierförster heftiger fort, als wolle er sich selbst gewaltig in Eifer reden. „Sie haben wohl keine Zeit, für dergleichen körperliche Uebungen?“

„Doch—auch ich liebe sie.“

Selling stand noch immer da mit dem schweren Eisen in der Hand.

Er trat einen Schritt vor und schwang es prüfend in der Luft. Der Hund erhob sich knurrend.

Der Amtsrichter hätte es nicht gekonnt, er sah, daß jener ihm bedeutend an Kraft überlegen sei.

„Vergessen Sie das Ding hin“, sagte er ruhig, „der Hund könnte glauben, daß wir in Streit gerathen seien.“

Aber Selling blieb stehen und heftete seine Augen fest auf den gegenüberstehenden Mann.

„Wo sind Sie heute gewesen?“ fragte er dann plötzlich.

„Interessirt es Sie?“

„Allerdings.“

„Und wenn ich die Auskunft verweigere?“

„Es war das erste feindselige Wort; der Amtsrichter fühlte, daß damit eine Entscheidung ausgesprochen sei, aber er lehnte sie herbei, er konnte die Antwort nicht zurückdrängen.“

Selling war einen Schritt zurückgetreten; er ließ die Hantel auf den Boden fallen und ballte tief aufathmend beide Fäuste. „Dann“—sagte er, die Worte ihm kaum zwischen den Zähnen hervorstoßend.

Da postete etwas an die Fensterscheibe—rasch und heftig.

Selling fuhr freudlos herum und starrte nach der Richtung des Lauts; der Hund sprang mit heiserem Gebell vor und legte beide Vorderpfoten auf das Fenstergitter.

Der Revierförster rief mit zitternder Hand den Hund zurück und jagte ihn mit einem Fußtritt in die Kammer; dann öffnete er den Fensterschloß.

Es blinzelte etwas durch die Nacht wie ein Helm, dann bog sich ein bärtiges Gesicht herein.

Es war der Gendarm Werner.

Stein athmete erleichtert auf. Was den Mann auch herbeigeführt haben mochte, es war eine treu ergebene Seele, und von irgend einer Gefahr, wenn sie wirklich vorgelegen hatte, konnte nun nicht mehr die Rede sein.

Der Amtsrichter hätte den alten Knauserbart umarmen mögen.

„Machen Sie nur immerhin die Hausthür auf, Herr Revierförster“, sagte Werner mit einem breiten Grinsen; „ich für meine Person kann schon zur Noth durchs Fenster, aber vor dem Herrn Amtsrichter wäre das doch zu schamlich.“

Selling ging stumm hinaus und kehrte wenige Minuten später in Begleitung des Gendarmen zurück.

„Geh zum Teufel mit Eurer Grundmühle“, sagte er grob, „sie liegt nicht in meinem Revier, ich habe nichts damit zu schaffen.“

„Richtig“, bestätigte Werner. „Aber ich habe in den letzten Tagen in der Umgebung häufig Schüsse fallen hören; geben Sie acht, Herr Selling, es hat sich eine Wildschildebande in dem alten Bau angenistet. Einsam genug liegt er ja dazu.“

„Da macht sie meinetwegen dingense“, entgegnete Selling ärgerlich, „ich bin von hier verjagt, mich geht es nichts mehr an.“

„D, o, Herr Revierförster“, lächelte der alte Gensdarm, „ich sollte meinen, daß des Königs Uniform überall Geltung besitzt. Sie haben doch keine Angst, Herr Selling?“

Der Förster sprang erregt auf und griff nach seiner Büchse.

„Meinetwegen; nur damit Sie sehen, daß ich den Teufel Angst habe. Aber es ist Unnuth, Werner, ich meine das mit den Wildbideen; da müßte ich doch auch schon etwas gemerkt haben.“

„Du lieber Gott, Sie kommen ja nicht in die Gegend, nicht wahr, Herr Revierförster, Sie sind seit Monaten nicht bei der Grundmühle gewesen?“

Es klang wie Spott; der Amtsrichter blinzelte erlaunt auf.

„Sie gehen vielleicht auch mit, Herr Amtsrichter“, sagte Werner, „es wäre recht gut, damit alles hübsch unter den Augen des Gerichts geschieht, und dann wegen der Sichel.“

Stein nickte, und Selling pfiff unterdessen nach seinem Hunde.

„Lassen Sie das Vieh lieber daheim“, meinte Werner gemüthlich. „Es könnte Ihnen wieder was gestohlen werden, wie damals die Büchse. Wenn wir einen Hund brauchen, genügt der meine eigene Söhne, wie die Leute sagen. Es wäre kein Wunder, wenn der Alte im Grabe keine Ruhe hätte und umgeben müßte, bis das Verbrechen gesühnt ist, und das müßte ich doch gerne mit Ihnen zusammen ergründen.“

Der alte Gensdarm hatte bei diesen Worten seine Hand aus dem Arm des Försters gelegt und umschloß ihn mit eisernem Griff.

Das war nicht mehr eine freundschaftliche Aufforderung, sondern heimlich drohende Gewalt und seltsam genug, der riesenhafte Mann ließ sich willig föhren, wie ein zitterndes Lamm.

Stein blieb draußen stehen und griff an die Stirn, wachte er denn wirklich, oder war alles ein wülster Traum? War der besonnenere Werner plötzlich verrückt geworden, oder begannen sich hier der Schleiter eines furchtbaren Geheimnisses zu kühnen?

Griff und einem seltsamen, fast drohenden Blick. Dann fuhr er fort:

„Bleiben Sie beide hier stehen, ich will hinein und das Haus durchsuchen.“

Zu nächsten Augenblick war er drinnen geräuschlos verschwunden.

Die beiden Männer sahen sich in dem fahlen Mondlicht ungewiß an; Selling preßte die Lippen aufeinander und warf seltene Seitenblicke auf den in einiger Entfernung angebundenen Hund, welcher dumm knurrend an seinem Bande zerrte.

Da kehrte Werner zurück. Er trug Blendlaterne und Büchse in einer Hand und machte mit der andern eine abwehrende Bewegung nach dem dunklen Hausflur. Dabei sagte er halblaut:

„Es ist nichts im Hause, und es ist doch etwas da. Glauben Sie an Spuk, Herr Selling?“

„Geben Sie mir mein Gewehr und gehen Sie zum Teufel!“ knirschte der Förster zwischen den Zähnen.

„Es ist doch drinnen etwas, ich will mir vorüber“, fuhr Werner fort. „Richtig, Ihr Gewehr wollen Sie—ist es denn überhaupt geladen?“

Er richtete blühschnell den Lauf in die Luft und berührte den Drücker—der Schuß brachte durch die stille Nacht, und Hektor zerrte mit wüthendem Geheul an seinem Stride.

„Herr, sind Sie verrückt?“ schrie Selling mit gellender Stimme.

Der Gendarm lehnte die Büchse an die Wand.

„Es thut mir leid“, sagte er in seiner ruhigen, spöttischen Weise. „Hoffentlich hat der Spuk in diesem Hause des Todes nichts geübt.“

„Wollen Sie nicht mit mir da hineingehen, Herr Selling? Es ist die Stube, in welcher der Grundmüller Merzen ermorde worden ist, ermorde von seinem eigenen Sohne, wie die Leute sagen. Es wäre kein Wunder, wenn der Alte im Grabe keine Ruhe hätte und umgeben müßte, bis das Verbrechen gesühnt ist, und das müßte ich doch gerne mit Ihnen zusammen ergründen.“

Der alte Gensdarm hatte bei diesen Worten seine Hand aus dem Arm des Försters gelegt und umschloß ihn mit eisernem Griff.

Das war nicht mehr eine freundschaftliche Aufforderung, sondern heimlich drohende Gewalt und seltsam genug, der riesenhafte Mann ließ sich willig föhren, wie ein zitterndes Lamm.

Stein blieb draußen stehen und griff an die Stirn, wachte er denn wirklich, oder war alles ein wülster Traum? War der besonnenere Werner plötzlich verrückt geworden, oder begannen sich hier der Schleiter eines furchtbaren Geheimnisses zu kühnen?

Auswurf auf technischem Gebiete.

Unseren Lesern ist bekannt, daß eine Gesellschaft am Niagara ein Wasserwerk baut, mit welchem man eine Kraft von 155,000 Pferdekräften dem Fluß abzurufen gedenkt. Davon sollen 55,000 nach dem 42 Kilometer entfernten Buffalo übertragen werden und dort die Stadt beleuchten und die Straßenbahnwagen schleppen. Was mit der übrigen Kraft angefangen werden soll, ist noch nicht ausgemacht. Einsteuereigentümer gedenkt man, sie nach dem Vorgange von Frankfurt, ganz oder theilweise, nach dem 700 Kilometer entfernten Orte der Chicagoer Ausstellung zu leiten. Dies soll unter Anwendung des Dreihafenstromes und bei einer Spannung von 30,000 Volt geschehen. Geht der Versuch und stellen sich die Kosten nicht zu hoch, so wäre sicherlich nach dem Schluß der Ausstellung in der aufblühenden Stadt Chicago eine Verwendung für einen guten Theil dieser Kraft zu finden.

Die Angelegenheit des Baues einer Bahn auf das Matterhorn und auf den Hornergrat bei Zermatt ist infolgedessen einen Schritt vorwärts gekommen, als der schweizerische Bundesrath die Ertheilung der Concession beantragt. Diefelbe wird jedoch, bezüglich des Matterhorns, an die Bedingung des Nachweises geknüpft, daß die ziemlich rasche Abnahme des Luftdrucks nicht gesundheitsgefährlich wirkt. Leider sollen die in einer Heilanstalt der Schweiz vorgenommenen bezüglichen Versuche ungünstig ausgefallen sein, jedoch nur bei schwächlichen Leuten. Als Baugrund für die Matterhornbahn sind 6 Jahre in Aussicht genommen. Die Unternehmer rechnen auf jährlich 6000 Reisende zu 60 Franken für die Fahrt nach dem Gipfel und zurück. Hinsichtlich der Bauart—Seilstreben und Zahnradpfeiler, die elektrisch betrieben werden—verweisen wir auf die früheren Angaben. Nur schreibt der Bundesrath für den Tunnel nach dem Matterhornpfeiler ein dreifaches Seil, Treppen an der Seite der Fahrbahn, damit die Leute sich retten können, wenn der Wagen stecken bleibt, und zahlreich Nischen, wahrscheinlich für die Arbeiter, vor.

Von Neuem wird die Frage erörtert, ob Lokomotivführer und Feizer ihren Dienst sitzend verrichten können, was für die gepflanzten dienstfertigen Beamten eine große Erleichterung bedeuten würde. Im Organ für Eisenbahnenverrichtungen v. Jazgithal die Ansicht, es gehe nicht, weil der Lokomotivführer erst aufstehen müßte, um den Brems- oder den Steuerungshebel zu handhaben, wodurch zu viel Zeit verloren geht. Zur Handhabung dieser Hebel reiche nämlich die Kraft der Arme nicht aus; es müsse vielmehr der Lokomotivführer mit seinem ganzen Körpergewicht den Kammern zu Hülf kommen. Der

Feizer dagegen möge sitzen; viel werde er aber nicht dazu kommen.

Hierauf wird erwidert, daß die amerikanischen Lokomotivführer ihren Dienst sitzend verrichten, obwohl sie wegen des mangelhaften Signalwezens viel scharfer aufpassen müssen, als unsere. Der Feizerverband ist, um dies zu ermöglichen, drüben anders gebaut und es erfordert die Handhabung der Hebel keine so große Kraft, weil sie zweckmäßiger angeordnet sind. G. v. M u n d e n.

Sauswirthschaftliches.

Das Eierlegen der Hühner. Der Eierstock der Hühner ist eine traubenförmige Drüse, die aus sechs bis acht-hundert Zellen besteht, welche alle bei einer regelrechten Entwicklung zur Reife gelangen können. Da aber dieselben weder ergänzt, noch erneuert werden, ist das Huhn nicht im Stande, mehr als die genannte Zahl Eier zu legen, und es handelt sich also darum, daß die Hühner diese in kürzester Zeit ablegt, wodurch ein Futtermittel gespart wird. Legt z. B. ein Huhn bei schlechter Fütterung jährlich nur achtzig bis hundert Eier, so müssen wir sechs bis sieben Jahre füttern, bis wir die genannte Zahl Eier gewinnen; erhalten wir durch gute Fütterung und Pflege aber jährlich etwa hundert-fünfzig, so gewinnen wir dieselbe Anzahl in vier bis fünf Jahren, haben somit eine Futtermittelersparnis für zwei Jahre und zudem in dem abgängigen Huhn ein weit werthvolleres Fleisch, als in dem ersteren Falle, wo es alt, trocken und sähe geworden. Es kommt bei Anschaffung einer Hühnerflocke für Eiergewinnung ungemein viel auf die Thiere selbst an. Die Italiener und Leghorns gehören zweifelsohne zu den besten Leggehmen. Will man deren Legthätigkeit erhöhen, so sind Abwechslung, Pünktlichkeit und Sorgfalt bei der Fütterung zuerst zu empfehlen, weder zu viel noch zu wenig, immer zu regelrechter Zeit. Demnach Sorge man dafür, daß die Thiere, wenn sie keinen freien Auslauf haben, wo sie in der Suche nach Fliegen, Larven, Käfern, Maden, Würmern u. s. w., eine große Nährigkeit entfalten, etwas Fleischfutter ab und zu erhalten; das einfachste ist frische, gesunde Mordlung oder Leber, beim Kochen mit etwas Salz und Pfeffer gewürzt, oder Fleisch von Schafen, Lämmern, Kälbern, gar gebackt und fein geschnitten; Fleisch von kranken Thieren ist selbstverständlich ausgeschlossen. Morgens erhalten die Hühner meistens ein Weichfutter, dessen Bereitung hier noch kurzlich beschrieben werde. Ferner soll man braune geröstete Körbe sieben und diese den Hühnern zum Fressen, und die Brüste zum Saufen geben; Gicheln, Bucheckern, stark getrocknet und pulverisirt mit Weizenmehl abgedeutet, Weizen, Gerste oder Roggenstroh zu Teig gemacht; eiseihaltige Milderabfälle, wie Quark, abgerahmte Milch, Sommer- und Wintermilch kann man den Hühnern vorsetzen, wie auch mit Schrot und Kartoffeln vermischen. Animalische Stoffe befördern die Furchbarkeit, das Wachsthum und den Glanz des Gefieders, sind deshalb zur Mauerzeit, im Winter, wie bei kaltem regnerischen Wetter, wo die Hühner keine Insekten und Würmer finden, am Plage.

Eine unbehagliche Situation.

In eine mindestens sehr unbehagliche Lage geriet dieser Tage der Thierwärter Patrick Moran in dem ärenzwinger im Central Park in New York. In dem Zwinger befanden sich zw. i Griseki Bären, ein brauner und ein schwarzer Bär. Der letztere war krank, und es war Moran's Aufgabe, ihm Arznei einzuföhnen. Zu diesem Zwecke begab er sich nachts, nur mit einer Harte bewaffnet, in den Zwinger, jagte die beiden Grisekibären auf die Steinplatten an den Zwingerwänden, flammerte sich aber nicht um den braunen Bären, der für sehr gutmüthig galt und Zählregel mit einem Italiener als Tanzbär im Lande umhergezogen war. Moran trüete neben dem Kranken nieder, um ihm die Arznei zu verabreichen. Plötzlich aber packte Meister Braun ihn an der Höhe über dem Gesicht und schlang ihn in die Luft. Moran rief um Hülf; alles Sträuben und Stampeln half ihm nichts, denn Bey fuhr fort, mit ihm den Staub im Zwinger zusammenzuziehen. Als schließlich Beistand kam, ließ Meister Bey ihn nieder und verzog sich, Moran's Hosenfüß als Segesstebe mit sich nehmend, in die behagliche Ecke. Außer dem Verluste jenes unerlöschlichen Bestandtheils der Hufe hatte Moran keinen weiteren Schaden zu beklagen.

Auf eine eigenthümliche Weise wurde in Philadelphia eine Frau Namens Wallie Javers als Diebin entlarvt. Frau Scott, eine Krankenschwlerin, besah einige hundert Dollars in Bant Noten. Ihr 10 Jahre alter Sohn zählte einmal dieses Geld und schrieb die Nummern der Bantnoten auf. Als Frau Scott später als Wärterin in das Haus der Frau Javers gerufen wurde, nahm sie das Geld mit und es wurde ihr dort gestohlen. Sie klagte dem Arzte ihr Leid und erinnerte sich zugleich, daß ihr Sohn sich die Nummern aufgeschrieben hatte. Der Fettel mit den Nummern fand sich noch vor und es stellte sich heraus, daß der Arzt mit Noten bezahlt worden war, welche die betreffenden Nummern trugen. Unter diesen Umständen erlankten die Geschworenen nach kurzer Verhandlung auf „Schuldig.“

Chas. Miller von Abland erschloß sich in einer Wirtschaft in Barton, einem Dorfe in der Nähe von West Wend.